

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Nachrichten. 1870-1886 1873

98 (15.8.1873)

Karlsruher Nachrichten.

Specialorgan für Lokalangelegenheiten.

Erscheint Mittwoch, Freitag und Sonntag. — Abonnementspreis für Karlsruhe einschl. Trägerlohn vierteljährlich 36 fr., monatlich 12 fr. — Die einzelne Nummer 3 fr. — Insertionsgebühr die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum 3 fr.

N. 98.

Freitag, den 15. August

1873.

* Die Vortheile der Stenographie vor der Currentschrift.

Schon zu Zeiten Cicero's zeigte es sich, daß die Schrift, deren man sich für gewöhnliche Zwecke zum Schreiben bediente, nicht hinreichend war, wenn es sich darum handelte, in Eile etwas niederzuschreiben, sei es nun eine öffentliche Verhandlung oder die Produkte des eigenen Geistes. Damals war es der Notarius, welcher sich für seine Zwecke einer Schrift bediente, die aus besonderen Zeichen zusammengesetzt und kürzer war, als die im allgemeinen Gebrauch stehende. Diese Schreibart nannte man die thronischen Noten, deren sich nach Sueton selbst Kaiser Titus bediente. Später wurde diese Notenschrift in den Schulen gelehrt, von den Kirchenvätern gepflegt und noch unter den Karolingern als Amtsschrift verwendet. Von da ab verschwand sie aus den Urkunden und ging auch für den Privatgebrauch gänzlich verloren.

Erst unter der Königin Elisabeth machte sich in England das Bedürfnis nach einer gekürzten Schrift wieder geltend und es fehlte dem damaligen Zeitalter nicht an einem Manne, der ein Kurzschriftsystem wieder neu erfand.

Wenn auch von dieser Zeit an noch mehrere Kurzschriftsysteme austauchten, so war es doch nur ein englisches, welches in fremde Sprachen, unter anderen auch in die deutsche übertragen wurde und sich einer größeren Verbreitung erfreute. Auf Vollkommenheit konnte es indeß keinen Anspruch machen, da unter anderen Mängeln hauptsächlich der hervortrat, daß das Geschriebene sehr schwer wieder zu lesen war.

Dem jetzigen Jahrhundert war es vorbehalten, daß ein deutscher Denker, F. X. Gabelsberger, die fast vergessenen thronischen Noten wieder hervorjuchte um mit deren Hilfe unter Zugrundlegung der deutschen Grammatik ein stenographisches System aufzubauen, welches durch seine Vortreflichkeit alle schon vorhandenen verdrängte und nach jahrelangem Kampfe mit einem später aufgetauchten eine rasche Verbreitung fand, so daß es in die niederländische, dänische, englische, französische, italienische, lateinische, russische, polnische, ungarische und böhmische Sprache übertragen wurde. Das Ziel, auf welches der Erfinder lossteuerte, war, eine Schrift zu ergründen, welche an Deutlichkeit und Lesbarkeit der gewöhnlichen Schrift nichts nachgibt und geeignet ist, nicht nur die Rede eines Anderen wörtlich niederzuschreiben, sondern auch Denen, die viel mit Schreiben beschäftigt sind, für die Currentschrift einen vortheilhaften Ersatz zu bieten.

Die Thatfache, daß sich die Zahl der Freunde und Anhänger der Stenographie von Jahr zu Jahr progressiv vermehrt, beweist unwiderleglich, daß die Stenographie trotz gegentheiligter Behauptungen der gewöhnlichen Verkehrsschrift gegenüber gewichtige Vortheile voraushaben muß, denn im andern Falle würde es Niemanden einfallen, die ihm so zu sagen eingewimpelte Currentschrift über Bord zu werfen und sich oft noch in reiferen Jahren der Stenographie zu bedienen.

Der erste Maßstab, nach welchem man die Stenographie mit der Currentschrift vergleicht, ist ein quantitativer. Man ermittelt, wie viel man in einer bestimmten Zeit in der einen und in der andern Schrift zu schreiben vermag oder umgekehrt, wieviel Zeit man bei Anwendung der beiden Schriften braucht, um eine bestimmte Menge zu produzieren. Der auf diese Weise gezogene Vergleich ist der häufigste, weil er dem Laien der verständlichste und in der Praxis beachtenswerteste ist. Unser Zeitalter ruft nach Zeitersparniß, nach möglichst viel

Produktion in einer gewissen Zeit, und wie die Maschinen in der Industrie und Landwirtschaft mit geringerem Kostenaufwande ungleich mehr Arbeit leisten, als die menschliche Kraft, die Eisenbahnen und Telegraphen im Verkehrsleben die früheren Verkehrsmittel an Schnelligkeit weit übertreffen, so auch die Stenographie die Currentschrift. Man hat das Verhältniß der genannten Schriften ziffermäßig zu fixiren gesucht und gesagt: die Stenographie verhält sich zur Currentschrift in Bezug auf ihre Leistungen innerhalb einer gewissen Zeit wie 8, 6, 5 : 1, man erspart also, wenn man sich der Stenographie an Stelle der Currentschrift bedient, $\frac{7}{8}$, $\frac{5}{6}$, $\frac{4}{5}$ der Zeit. Indessen läßt sich schon aus der Verschiedenheit dieser Ziffern ersehen, daß es nicht möglich ist, dieses Verhältniß ziffermäßig genau festzustellen, da es sich sehr nach den verschiedenen Individuen und dem Grade ihrer Fertigkeit in der einen oder anderen Schrift, ihren Anlagen und ihrem Verständniß derselben richtet. Während Mancher 30—40 Wörter in der Minute schreibt, bringt es ein Anderer zu 120. So viel steht jedoch fest, daß die Zeitersparniß, welche durch die Stenographie im Gegensatz zur Currentschrift erzielt wird, eine immense ist, eine Zeitersparniß, welche, weil sie wieder zu andern nützlichen Beschäftigungen Anlaß gibt, nicht hoch genug angeschlagen werden und sich in gewisser Beziehung für den Einzelnen, wie für die Gesamtheit eben so nützlich erweisen kann, als Maschinen, Eisenbahnen und Telegraphen. Zu diesem Vorzuge der Stenographie vor der Currentschrift treten noch einige andere, welche aus dem eben Angegebenen unmittelbar folgen. Sie beziehen sich auf den Fall, wo es weniger auf Zeitersparniß ankommt, wo man die Aufgabe hat, in einer gewissen Zeit ein bestimmtes Quantum zu schreiben, ohne daß, um diese Aufgabe zu bewältigen, die Anwendung der Stenographie vorausgesetzt wäre. Dieser Fall tritt ein bei dem auszugswweisen Niederschreiben einer Verhandlung oder Rede. Ist beispielsweise Jemand als Richterthatter bei einer Gerichtsverhandlung beschäftigt, so kommt es ihm in der Regel weniger darauf an, viel niederzuschreiben, als vielmehr ein möglichst treues Bild der Verhandlung zu liefern, zu diesem Zweck das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, und nur das Erstere vorzugsweise zu berücksichtigen. Hier zeigt sich nun der Vorzug der Stenographie in augenfälliger Weise. Der Currentschreiber ist sehr oft viel zu sehr mit dem mechanischen Niederschreiben dessen, was er gesehen und gehört hat, beschäftigt, als daß er seine volle Aufmerksamkeit auf das, was während dieses Niederschreibens noch weiter sich abwickelt, richten könnte, es tritt daher nicht selten der Fall ein, daß er wichtige Vorgänge außer Augen läßt und deshalb das Ziel seines Strebens, ein vollständig treues Bild zu liefern, nicht erreicht. Anders dagegen der Stenograph. Ihm bietet seine kurze Schrift das Mittel, fast im Augenblick das Gehörte zu fixiren, und da ihn die Schrift wenig beschäftigt, behält er volle Zeit, der Verhandlung mit vollster Aufmerksamkeit zu folgen und die geistige Arbeit der Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen vorzunehmen; er kann auf seinen Bericht eine größere Sorgfalt verwenden, ohne sich mehr anzustrengen, als sein currentschreibender College, im Gegentheil, er braucht noch weniger zu arbeiten. Mitunter wird etwas gesagt, das die wortgetreue Aufnahme verdient. Dem Currentschreiber ist es unmöglich, wortgetreu nachzuschreiben, der Stenograph ist es im Stande. (Schluß folgt.)

Lokal-Nachrichten.

— Einer bezirksamtlichen Bekanntmachung zufolge wurde mit Entschliebung Großh. Herrn Landeskommissärs die Vornahme einer Sammlung von Früchten und Geld von Haus zu Haus zu Gunsten der Hagelbeschädigten in den zu den Kreisen Karlsruhe und Baden gehörigen Amtsbezirken angeordnet. Diese Sammlung soll im Laufe der nächsten 14 Tage vorgenommen werden.

— In der Dienstag Abend stattgehabten Generalversammlung der Handelsgenossenschaft wurde beschlossen, den Mitgliedern des Handelsstandes zu empfehlen, dem heutigen Börsen- und Silberwerth angemessen, die österreichischen Zweiguldenstücke zu 2 fl. 12 kr., die Einguldenstücke zu 1 fl. 6 kr., die Viertels-Guldenstücke zu 16 1/2 kr. bis auf Weiteres anzunehmen und auszugeben.

— Ein hiesiges Blatt will mit vieler Bestimmtheit gehört haben, daß das Groß. Ministerium des Innern nicht gesonnen sei, ein Verbot des Vorkaufes auf hiesigem Markte zu genehmigen.

— Dem Musikcorps des Leib-Grenadierregiments ist, wie wir hören, aus Veranlassung seiner kürzlich beendeten Kunstreise eine weitere nachträgliche Anerkennung zu Theil geworden, indem mehrere Musikfreunde in Stuttgart dieser Tage Herrn Kapellmeister Böttge mit einem sehr geschmackvollen Tactirfabe von Ebenholz überraschten.

— Mit inniger Theilnahme dürften viele unserer geehrten Leser die Mittheilung vernehmen, daß Herr H. Unger, Redakteur der „Mannheimer Familienblätter“, der gemüthliche Verfasser des hier so gern gelesenen „Lorenz“ und der „Stadtbas“ durch den plötzlichen und unerwarteten Tod seiner jungen, liebenswürdigen Frau schwer betroffen wurde.

— Heutzutage ist's gänzlich larifari. — Ob die Oesterreicher Gulden stehen al pari; — Man leidet eben unter finanziellen Tücken — Und hat mit den öst'reicher Silberstücken, — Mag man sie auch schieben hin und her, — Schließlich in jeder Beziehung Malheur, — So daß, geht auch noch der Geldwerth schleifen, — Man wieder wird müssen zum Tauschhandel greifen. — Um wieder auf die öst'reicher Gulden zu kommen, — Hat am Mittwoch ein „Rastatter“ wahrgenommen, — Daß man mit Silbergeld-Spekuliren — Kann ziemlich bedeutendes Agio verlieren. — In Rastatt war nämlich der Oest'reicher zuletzt — Auf ein Gulden sieben herabgesetzt, — Während dies Geld man am hiesigen Ort — Brachte für ein Gulden neun Kreuzer fort — Hollah, dachte der Mann, den Profit — Nehme ich schleunigst von Karlsruhe mit; — Wenn ich so viel kann am Geld profitiren, — Kann ich das Reisegeld recht gut verlieren, — Auch etliche Gulden dort weiter kriegen — Und habe dabei noch umsonst mein Vergnügen. — Also lief er herum in den Kneipen, — Um öst'reicher Gulden aufzutreiben, — Sammelte deren soviel er bekam, — Welche er extra nach Karlsruhe nahm — Und schon auf der Herfahrt an Fingern und Händen — Rechnete, was sie ihm einbringen könnten. — Bei Ankunft in Karlsruhe mit der Geldtasche, — Ging er in's Wirthshaus und trank eine Flasche, — Zahlte und kriegte in selbigem Haus — Vom Kellner noch einige Sechser heraus. — „Pst, halten Sie Bester, wenn's gütigst gefällt, — Ein Groschen fehlt noch an diesem Geld!“ — „Entschuldigen gütigst,“ der Kellner spricht, — „Das Geld ist ganz richtig, ich glaube nicht, — Sie haben mir einen Oest'reicher gegeben.“ — „Ei freilich, natürlich, drum mein' ich eben, — Ein Gulden neun Kreuzer war das Stück, — Drum krieg' ich noch einen Groschen zurück!“ — Drauf hub, den Gulden in der Hand habend, — Der Kellner zu sprechen an: „Gestern Abend — Wurde zu unserm Kreuz und Jammer — Abermals von der Handelskammer — Beschlossen, man müsse sich dazu bequemen, — Die Oest'reicher nur noch für sechs zu nehmen; — Es ist bereits eine Sünde und Schande — Dies Kreuz mit den Oest'reichern hier zu Lande.“ — „Was,“ plakte der Rastatter jetzt darein, — „Der Oest'reicher gilt nimmer ein Gulden neun? — Da soll ja doch gleich, das muß ich sagen, — Ein Siebzig-

kreuzdonnerwetter drein schlagen!“ — Vergebens war alles Wettern und Fluchen, — Vergebens das Anzubringensuchen — Der öst'reicher Gulden; nicht um die Welt, — Nahm man in Karlsruhe dieses Geld — Zum früheren Course in Zahlungen an. — Als Abends der Mann gieng zur Eisenbahn, — Hatte er tüchtig die Finger verbrannt, — Trug sein Geldtäschchen in der Hand, — Setzte sich schweigend in den Waggon — Und dampfte trübselig nach Rastatt davon. — So geht's; auch in Rastatt hat's kluge Leute, — Doch mußten sie früher kommen, als heute, — Denn sonst kommt dem Rastatter Witz und Humor, — Die Karlsruher Handelskammer zuvor.

Oeffentlicher Sprechsaal.

†§ Die Entleerung der Dunggruben betreffend brachte Ihr Blatt Nr. 96 einen Artikel, in dem behauptet wird, daß die Düngerabfuhrgeellschaft auf mehrmaliges Ersuchen ihrer vertragmäßigen Verpflichtung nicht nachgekommen ist. In diesem Falle verweisen wir Sie auf eine Bekanntmachung des Gemeinderathes, die wir hier wörtlich folgen lassen:

(Bekanntmachung.) Nr. 1627. Die Geschäftsführung der Düngerabfuhrgeellschaft betreffend. Die Düngerabfuhrgeellschaft dahier hat die vertragmäßige Verpflichtung (§. 4.), die Reinigung der Dunggruben innerhalb 48 Stunden nach erfolgter Anzeige des Hauseigentümers oder Grubenbesizers, daß die Entleerung nothwendig ist, vorzunehmen, und eine Bescheinigung über die erfolgte Benachrichtigung auszustellen. Versäumnisse sind bei dem Bürgermeisteramte dahier zur Anzeige zu bringen, welches geeigneten Falles gegen die Unternehmer die vertragmäßige Conventionalstrafe aussprechen wird.

Karlsruhe, 6 Februar 1871. Gemeinderath. Lauter.

Es hat demnach jeder Hauseigentümer, der von der bezirksamtlichen Ermächtigung in Nr. 217 des Karlsruher Tagblattes keinen Gebrauch machen kann, sich lediglich nach dieser Verordnung zu richten und dürften die gedrohten Strafen richtiger auf die Düngerabfuhrgeellschaft Anwendung finden, da bestätigt ist, daß solche nicht einmal in gewöhnlichen Zeiten obiger gemeinderäthlichen Verordnung Genüge leisten kann.

§ Der Restaurateur zum Stephaniensbad in Beiertheim hat erwiesenermaßen entschieden ein Mißgeschick mit seinen wirthschaftlichen Unternehmungen. Früher war das Stephaniensbad bekanntlich ein vielbesuchter Restaurations- und Vergnügungsort der Karlsruher Spaziergänger und konnte der ehemalige Wirth durch Verabreichung von Bädern, Abhaltung von Tanzbelustigungen, Garten-Concerten u. angemessenen Verdienst erwerben. Neuerdings hat sich die Sache wesentlich zum Nachtheil des Wirthschaftspächters geändert, indem andere Anziehungspunkte, wie der Thiergarten u. aus naheliegenden Gründen um so zahlreicher, das Stephaniensbad um so weniger besucht werden, außerdem auch die eigentliche Badanstalt sich in anderen Händen befindet. Die Ortsbewohner selbst pflegen ihrerseits weniger im Stephaniensbade, als in den dortigen Wirthschaften zu verkehren und bleibt somit der Restaurationspächter lediglich auf den Besuch der Karlsruher angewiesen. Eine größere Anzahl derselben verfügte sich letzten Sonntag vergebens nach dem Badhause, in der Voraussetzung, daß der Wirthschaftspächter die erbetene Erlaubniß zur Abhaltung einer Tanzbelustigung wirklich erhalten habe. Dem war aber nicht also. Weiterhin hatte der Wirth zum Stephaniensbad vor 14 Tagen aus freiem Antriebe ein Garten-Concert mit italienischer Nacht zum Besten der Hagelbeschädigten veranstaltet, bei welcher Gelegenheit er so gute Geschäfte machte, daß er beikäufig 50 fl. aus der eigenen Tasche darauflegen mußte, von einem Beitrag für die Hagelbeschädigten somit keine Rede sein konnte. Der Ausfall für beide Theile sollte durch das erhoffte Erträgniß der Tanzbelustigung am letzten Sonntage wieder eingebracht werden, wogegen aber der Bescheid eintraf, daß für die Hagelbeschädigten ohnedem eine Hauscollekte veranstaltet werde. Welche Gründe für Verweigerung der Tanzerlaubnis maßgebend waren, möge dahingestellt bleiben und wollen wir uns keineswegs in diese Angelegenheit einmischen. Bedauern aber dürfen wir immerhin einen Mann, der wie er uns versichert,

recht gerne arbeiten und Geld verdienen, wie auch regelmäßig Steuern und Abgaben sammt Pachtzins bezahlen möchte, wenn ihm nur Mittel und Wege dazu vergönnt und seine Bestrebungen von besserem Erfolge begleitet wären.

Nur eine Näherin.

Frei nach dem Englischen des Samuel Robinson
von Rudolph Mülbener.

(Fortsetzung.)

Nach drei Monaten war sie im Stande, ihre Meubles zu kaufen, außerdem trug sie wöchentlich kleine Summen in die Sparkasse.

Dann kam ihr Mann zurück. Was aus Walter's tausend Dollars geworden, erhellte am besten daraus, daß Athalie seinen Koffer auslösen mußte, den man auf dem Dampfer als Zahlung für das Passagiergeld zurückbehalten.

Es gab nur ein anständiges Geschäft, welches er verstand: er wurde Kellner, war dabei aber sein bester Kunde.

Vergab geht es mit reizender Geschwindigkeit.

Athalie fand bald, daß einige ihrer besten Kunden sie verlassen hatten; was war die Ursache.

Einmal hatte durch Walter's eigene Vermittlung eine berühmte Kupplerin Athalie ihre Rundschaft zugewandt. Walter hatte sie eingeführt und sie seiner Frau als Mrs. Layton aus Südcarolina vorgestellt.

Mrs. Layton kam häufig, immer in ihrer Equipage mit Livreebedienten.

Einmal fuhr Athalie mit Mrs. Layton nach Hause, um „einer kranken jungen Dame, die bei ihr wohne,“ ein Kleid anzuprobieren.

Sie fand, daß Mrs. Layton in einem eleganten, vierstöckigen Hause wohne, neben einer Kirche und in einem sehr anständigen Theile einer Modestraße. Ihre Zimmer waren beinahe eben so prächtig, wie die der Morgans und Athalie hatte, namentlich da ihr Gatte sie eingeführt, auch nicht die leiseste Ahnung von der Natur jenes Hauses, in welchem sie sich jetzt befand.

Aber noch ein zweiter Grund kam hinzu, warum Athalie ihre Kunden verlor.

In einer jener vornehmen Abendgesellschaften, zu denen Walter aus Rücksicht auf seine früheren Familienverbindungen noch gelegentlich eingeladen wurde, ward derselbe von einem Duzend junger „Ladys“ mit denen er früher — und auch jetzt — zu coquettiren pflegte, wegen seiner Heirath mit einer Näherin unbarmherzig aufgezoogen und hier erklärte der feige Schurke bei „seiner Ehre,“ er sei nicht verheirathet; seine Ehe sei nur eine Convenienzheirath.

„Eine Maitresse! eine Maitresse! ach das ändert die Sache! Und wir haben unsere Kleider von einem solchen Geschöpf machen lassen! Nun ich werde ihr nicht wieder zu nahe kommen.“

„Ich auch nicht! Ich auch nicht! Ich auch nicht!“

„Und das,“ bemerkte Mathilde Morgan, erklärt mir auch, warum man sie mit jener Madame Layton hat fahren sehen.“

Wenn einmal die ausgetrocknete Prairie in Flammen geräth, wie segt dann der Wind das Feuer vor sich her! Eben so schnell verbreitet sich das Feuer einer Lasterzunge und verzehret sein Opfer mit verzehrenden Flammen.

Athalie war ein solches Opfer. Der Mann, welcher ihr Schild hätte sein sollen, hatte den ersten Pfeil gegen sie abgeschossen und derselbe wurde durch eine sogenannte „Freundin,“ welche Athalie mittheilte, was Walter in jener Abendgesellschaft gesagt, noch mehr in Gift getaucht. Sie hätte ihm Alles verzeihen können, nur das konnte sie ihm nicht vergeben!

Ihre Aussichten waren trübe. Sie mußte sich bei einer Klasse von Kunden, zu welcher nur die bitterste Noth sie treiben konnte, um Arbeit bemühen. Ihr Mann hatte so lange hinter dem Schenkstische gestanden, bis sein Herr fand, daß er den ganzen Verdienst vertranke. Nun tranke er von dem sauren Verdienst seiner Frau und fing an, die Nächte außer dem Hause zuzubringen. Wo? Das konnte Athalie nur vermuthen.

Eines Tages schickte sie ihn aus, die Miete zu bezahlen. Es war ihr letztes Geld. Eine Woche später kam der Wirth

und forderte die Miete! er hatte von Walter weder was gesehen noch gehört, und so leid es ihm thue, er müsse jetzt sein Geld haben.

Athalie fragte, ob er wohl nicht noch einige Tage warten wolle? Sie hoffe, ihr Mann würde es bezahlen!

Die Lippen des Wirthes umzuckte ein höhnisches Lächeln, welches sich Athalie nicht zu deuten vermochte.

„Die Sache ist die, Mrs. Morgan, oder Miß Lovetree, oder wie Sie sonst heißen, ich habe das Zimmer an Sie vermietet und halte mich wegen der Miete an Sie. Einem Trunkenbolde, wie Walter Morgan, werde ich nicht nachlaufen!“

Athalie sank unter diesem schweren Schläge nicht todt zusammen; sie sagte nur:

„Sie sollen morgen Ihr Geld haben!“

„Schön, und Sie mögen sich nur im Laufe der Woche nach einer neuen Wohnung umsehen!“

„Das beabsichtigte ich!“ war ihre ruhige Antwort.

Als er fort war, ergriff Athalie Hut und Shawl, um ihre Uhr und Ohrringe nebst einigen anderen Kleinigkeiten dahin zu bringen, wohin Walter sie schon einige Male ohne ihr Vorwissen gebracht hatte, nach dem Pfandhause. Geld mußte Walter haben und wenn Athalie ihm keines gab, so pflegte er ihre Effekten zu verpfänden. Dies hatte er auch jetzt gethan. Alles war fort, selbst ihre große Bibel, das Geschenk ihrer sterbenden Mutter. Ihr einziger Ausweg war, sich von einem Juden auf Meubles so viel vorstrecken zu lassen, als zur Bezahlung der Miete erforderlich war; zuvor jedoch wollte sie in ein übelberückichtigtes Haus — die Noth zwang sie, auch für solche zu arbeiten — ein Kleid forttragen und sich den Macherlohn geben zu lassen.

Gegen neun Uhr Abends klopfte sie an die Thür eines prächtigen Hauses unweit des Broadway.

Als die Thür geöffnet war, stürmten ein halbes Duzend Stutzer aus der oberen Stadt heran.

„Höre Frederic,“ sagte eine ihr bekannte Stimme, „das ist Walter Morgan's Geliebte; gehen wir zurück und sehen uns den Spaß an?“

Die Stimme war ihr bekannt, obgleich es das aufgedunsene Gesicht des Wüßlings nicht; sie hatte diese Stimme schon früher gehört, es war die Stimme Georg Wendall's.

Den Spaß sehen? Was konnte dies bedeuten? Ach, ihr war nicht wie Scherz, aber ist es ein Scherz für einen Mann, das Herz eines Weibes brechen zu sehen?

Die Herren gingen weiter. Frederic bemerkte noch: „Walter's Geliebte ist hübsch! Ich will ihr Herz erobern!“

Unsere jungen Wüßlinge glaubten nun einmal, daß die Thür zur Zuneigung eines Weibes für jeden Oeden zum Hineinspazieren stets offen stehe.

Der Unwille drohte Athalie fast zu ersticken. Sie faßte sich jedoch, trat ein und fragte nach Miß Ranette. Man wies sie auf deren Zimmer, wo Athalie einen Herrn traf, den ihr Ranette als einen Mr. Smith aus dem Süden vorstellte.

Aus dem Süden konnte er sein, aber Athalie kannte ihn als einen verheiratheten Mann, der in Newyork eine liebe, kleine Frau und zwei allerliebste Kinder besaß.

(Schluß folgt.)

Laßt doch nun Zank und Streit dahinten,
Wessen System aus besserem Holze,
Ob Gabelsberger oder Stolze,
Kommt Zeit, kommt Rath, es wird sich finden.

Inzwischen Herren Stolze und Gabelsberger



Empfehlen sich Biermaier und Dintberger.

Dinteberger. Herr Gasthalter, i möcht' gern en Halwe von' Ihrem „feine Stoff Sommerlagerbier!“

Biermaier. Sie werre ah mit eme Viertele g'nug hatwe.

Dinteberger Ich will awer jeh emol en Halwe. Biermaier. No, wann Se barduh en Halwe welle, do henn Se en Halwe!

Dinteberger (versucht und setzt das Glas alsbald wieder nieder). Psui Deisel, wie schlecht, desch jo e wahr's Kollra-Infektionsmittel.

Biermaier. I hab's Ene jo glei g'sagt, Sie werre schon mit eme „Viertele“ g'nug hawe.

Dinteberger. Worum sin Se dann am letschte Donnerschlag so wüthend uff'm Mark 'rum'rennt?

Biermaier. I hab en Bolledechner g'sucht, dem e gern die Hebelkraft vom e Karlsruher Bürgerarm praktisch explizirt hätt'.

Dinteberger. Awer doch net uff'm öffentliche Mark?

Biermaier. Worum dann net? Schteht do mein Frack am e Korb un lest sich Eier 'raus, do schlagt ere der Kerl Eins hinte 'rüwer; 's hat ere zwar net weh thun, dann er hat se grad uff dr Kleiderschinnion troffe. Wie se verschrode in d' Höh' fahrt, lacht er se noch aus dazu un verfolgt se nord noch uff'm ganze Mark rum. Isch des net e impertinente Frechheit?

Dinteberger. Des war kein Bolledechner, dann en Bolledechner isch en gebildeter junger Mann, wo kein Frauzimmer beleidicht.

Biermaier. Er hat awer doch en Kneipschtock g'hat.

Dinteberger. A was, desch noch lang kein Beweis, dann jeh tragt jo bereits jeder L—bu en Kneipschtock.

Humoristisches.

Juwelyrik.

Komm' den Frauen zart entgegen,
Sei wie Persiens Schah galant,
Und was sie sich wünschen mögen,
Kauf' für sie, doch — per comptant!

Gleiche nimmer geiz'gen Kerlen,
Lieb' gentil die Ritterpflicht,
Schenk' den Golden Gold und Perlen,
Doch — für meine Rechnung nicht.

Schmück' mit Broches, Bracelets und Schnallen
Deine Damen königlich,
Kurz, hast Lust Du 'reinzufallen,
Freund, nur zu, doch — ohne mich! (Berl. Wesp.)

Literarische Anzeige.

Durch neuerdings sich häufende Ereignisse auf den Eisenbahnen ist eine große Menge novellistischer und humoristischer Erzeugnisse, welche unter dem Titel „Zehntelbergroschen-Bibliothek“, „Leicht Gepäck“, „Der fidele Coupenachbar“, „Knallerbsen im Fußsack“ u. s. w. als Eisenbahnlectüre auf allen Bahnhöfen feilgeboten werden. Maculatur. Denn dem Reisenden steht wahrlich nicht der Sinn nach ernstlicher, oder fröhlicher Lectüre, wenn er jeden Augenblick darauf gefaßt sein muß, den Kopf zwischen die Beine zu stecken und solcher-gestalt den Sturz in die Tiefe zu mildern. Wir glauben daher einmal wieder einem längstgefühlten Bedürfnisse abgeholfen zu haben, wenn wir folgende populär medizinische Werken zu einer neuen Eisenbahn-Bibliothek zusammenstellten und fortan auf jedem Perron auszeichnen lassen:

1. Der Chirurg im Koffer. Leichtfaßlicher Rathgeber auf Unglücksstätten.

2. Der ganze Langenbeck in der Reisetasche, oder der erste Verband.

3. Die Kunst, aus Reise-Effekten provisorische künstliche Gliedmaßen herzustellen. Nebst einem Anhang: Ueber den Umgang mit Schröpfköpfen.

4. Der Wärrerhausarzt. Anleitung zur Behandlung von Quetschungen, Hautschürfungen, Verstauchungen und Glassplittern auf freiem Felde.

5. Der Coupebock vom gesunden und kranken Menschen vor, während und nach der Entlassung.

Wir werden ferner dafür sorgen, daß unsere fliegenden Unglücksbuchhändler stets die kleinen, so beliebt gewordenen Wagonapotheken vorrätig haben. Die „Berliner Wesp.“

(Justiz.) Genbarne: Wie können Sie es wagen, Ihre Frau zu schlagen — das Weib steht unter dem Schutze des Gesezes. Das Recht zu strafen, kommt bloß der Behörde zu, nicht Ihnen! — Gatte: „Nicht? Auch gut. Prügelu Sie S'!“ (Fl. Bl.)

(Je nach Umständen.) „Nun, wie viel Bier trinken Sie jeden Abend?“ — „In der Regel 6 Halbe.“ — „Trinken Sie auch Wein?“ — „Ja, am Sonntag.“ — „Auch Champagner?“ — „Nur bei besonderen Gelegenheiten!“ — „Und bei welchen, — wenn ich fragen darf?“ — „Wenn ich ihn u msonst friege!“ (Fl. Bl.)

(Bei Nacht auf dem Posten.) „Schilbwache: Halt, werrrr da!“ — Stimme: „'m Profos sei' Magd!“ — Schilbwache: „Borg'ruckt!“ (Fl. Bl.)

(Gedankenlos.) Vorsizender: „Ich werde jetzt die Namen der geladenen Zeugen aufrufen. Diejenigen, welche erschienen sind, haben mit „Ja“ zu antworten, die andern mit „Nein.““ (Fl. Bl.)

(Schulklumen.) Lehrer (zu einem Schüler): Sag' mir Du, wie heißt die Bergangenheit von „leben“? — Schüler: „Ich habe geliebt.“

Lehrer: „Die Sprache ist es, welche das Thier zum Menschen erhebt. Wenn das Schwein sagen könnte: „ich bin ein Schwein!“ so wäre es schon kein Schwein mehr, sondern ein Mensch.“ (Fl. Bl.)

(Auch ein Aufschlag.) Hauseigenthümer: „Es thut mir leid, Herr Präceptor, aber ich muß mit Ihrer Miethe um 50 fl. ausschlagen; es schlägt eben jetzt Alles auf!“

(Derselbe ein paar Tage später): „Aber Herr Präceptor, Sie haben ja meinem Sohn ganz erbärmliche Lagen gegeben, der arme Junge kam mit ganz blauen Fingern nach Hause!“ — Präceptor: „Ja, wenn Alles ausschlägt, muß ich auch mit meinen Lagen ausschlagen!“ (Fl. Bl.)

Gehrter Herr Redakteur!

Da ohne mein Wissen und gegen meinen Willen mein Name in Ihrem geschätzten Blatte von Stolze'scher Seite benützt wurde, um für ihre Sache Propaganda zu machen, — von Gabelberger'scher Seite, um meine uneigennütige Wirksamkeit für die Stenographie überhaupt in ein schiefes Licht zu stellen, so muß ich Sie ersuchen, trotzdem Sie diese Angelegenheit als erledigt betrachtet wissen möchten, diese Zeilen, die bloß den Sachverhalt der Wahrheit gemäß kurz darstellen sollen, als Erwiderung auf beide Artikel in Nr. 96 und 97 Ihres Blattes aufzunehmen.

Die Anhänger der beiden Systeme suchen sich gegenseitig das Feld zu rauben und wählen dazu nicht selten, wie die beiden Artikel abermals beweisen, ungeeignete Mittel, wodurch diese schöne Kunst in den Augen des Publikums an Werth verliert. Ob Gabelberger oder Stolze der Vorrang gebührt, muß der subjektiven Auffassung des Einzelnen anheimgestellt werden; ein richtiges Urtheil kann sich nur derjenige bilden, der beide Systeme so weit gelernt hat, daß er im Stande ist, 50—60 Sylben in der Minute systemrichtig zu schreiben, was darüber hinausgeht, ist mechanische Uebung; nie darf aber an die Schreibgewandtheit der Maßstab der Kenntniß eines Systems gelegt werden; denn es gibt Gabelbergerler und Stolzeaner, die trotz gründlicher Kenntniß ihres Systems sich nicht die Mühe gaben, die Schreibflüchtigkeit zu erlernen.

Nachdem in verschiedenen hiesigen Lehranstalten Privatunterricht nach beiden Systemen erteilt wurde, trieb es mich aus alter Anhänglichkeit zur Schule, den betreffenden Lehrern, früheren Kollegen von mir, Aufschluß, vom unparteiischen Standpunkt aus, über beide Systeme durch einen Vortrag zu geben. Mit dem Vortrage bezweckte ich, das Interesse der Herren für die Stenographie zu wecken und sie durch Unterricht in beiden Systemen urtheilsfähig zu machen. Der Zweck wurde vollständig erreicht, indem sich 24 derselben bereit erklärten, dem Studium sich zu widmen u. wurde mit dem Stolze'schen, dem nach der 25. Auflage wirklich leichteren Systeme, der Anfang gemacht. Im Laufe dieses Spätjahrs wird der Cursus beendigt und dann mit dem Gabelberger'schen Systeme begonnen werden. Es ist alsdann Sache des Einzelnen, je nach Auffassung dem einen oder andern Systeme sich ausschließlich zuzuwenden, und wenn er Lust hat, sich die Schreibflüchtigkeit anzueignen.

Die Behauptungen des Herrn Jones, daß die Stolze'sche Schrift schwer zu lesen, daß man, um praktischer Stenographie zu werden, 5 Jahre brauche und daß die Neu-Stolzeaner so wenig leisten, als die Kollegen der alten Schule, muß ich entschieden dementiren, ohne der Stolze'schen Partei das Wort damit reden zu wollen und fallen solche Behauptungen in sich selbst zusammen, wenn man weiß, daß sie aus Streitschriften oder vom Hörensagen herkommen. Ueber die persönlichen Angriffe des Herrn Jones, daß ich das innere Wesen des Gabelberger'schen Systems nicht erfäht, mir als Praktiker Wissen gegeben und mein Urtheil nicht den geringsten Werth habe, muß ich, um die gesellschaftlichen Formen, in denen ich mich stets zu bewegen pflege, nicht zu verlegen, stillschweigend weggehen.

G. Mosetter.